

Unsere hässlichen Briefmarken

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 28

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-613257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere hässlichen Briefmarken

Die Sonne brannte aufs Bundeshaus, die Sitzung näherte sich dem ersehnten Ende, da fragte einer: «Gibt es noch irgend etwas?» Da sagte der Vize-Bundeskanzler con voce sordino: ja, es liege da noch eine Anfrage des

Von Puck

Schweizervereins Kalamazoo vor, warum unsere Francobolli, also unsere Briefmarken, so besonders hässlich seien (sie schämten sich deswegen). Und warum das die Liechtensteiner so viel besser könnten. Wer dafür eigentlich zuständig sei? Herr Stich beeilte sich, jede Zuständigkeit von sich zu weisen, er befasse sich nicht mit Rappenwerten. Frau Kopp glaubte ebenfalls, zumindest vom Materiellen her nicht verantwortlich zu sein, immerhin meinte sie als Frau von Geschmack, den Landsleuten aus Kalamazoo (wo ist das?) recht geben zu müssen, ja, sie fände, gewisse Briefmarken seien eine ästhetische Umweltverschmutzung. Da juckte Herr Delamuraz auf. Er ist auf dieses Wort allergisch, zudem fehlt ihm nicht nur der Glaube, sondern auch das Wissen – aber das weiss er nicht. Herr Egli wies ebenfalls jegliche Zuständigkeit weit von sich und konnte das auch einleuchtend begründen – er sei doch Kulturminister, und jedermann müsse doch zugeben, dass unsere Alltagsbriefmarken mit Kultur überhaupt nichts zu tun hätten. Gern hätte man auch Herrn Aubert befragt (Wirkung der Briefmarken nach aussen). Er befand sich jedoch gerade an einer wichtigen Zusammenkunft mit dem Aussenminister in Belutschistan und besprach dort Fragen von bilateralem Interesse.

Präsident Furgler winkte mit weitausholender Geste ab, da er sich gerade mit schwerwiegenden Problemen befasste – er feilte nämlich an einer Predigt, pardon: Rede, die er beim Eidgenössischen Schützenfest zu halten beabsichtigte – man wende sich doch an unseren energiegeladenen Herrn Schlumpf. Der war dazu gerne bereit, um so mehr als er dabei seiner Vorliebe für das Setzen von Prioritäten frönen konnte. Er musste zwar zugeben, dass unsere Postwertzeichen nicht durch besondere Schönheit glänzen – «aber sehen Sie, ein schöner Gegenschatz soll sich rar machen und nicht überborden. Wenn Sie beispielsweise jeden Tag vier mal den Udo Jürgens und drei mal pro Woche den Gefangenenchor aus «Nabucco» im Radio hören müssen, dann hängt Ihnen der Udo samt dem Verdi zum Hals heraus. Der Udo sowieso. Und darum gibt unsere Poschtverwaltung eben ausnahmsweise wunderschöne Serien von Sondermarken aus, was beweist, dass wir's können, wenn wir wollen.»

Puck, der heimlich lauschte, zieht daraus die Konsequenz, von nun an die Sonderausgaben zu hamstern – um so mehr, als man ja nie weiss, wann das Porto aufschlägt.

Falls Sie nicht wissen sollten, wie sich das mit Kalamazoo verhält – das ist kein Tiergarten, sondern eine Stadt im Staate Michigan (USA).

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben

AMNESTY international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 30-3417

KALENDERGESCHICHTE

Die beiden Fischer

Zwei Fischer waren drei Tage auf See geblieben mit ihrem Boot. Da drohte plötzlich eine schwarze Wetterwand mit gelb gestriemtem Himmel.

«Das bedeutet Springflut», sagte der erste Fischer.

«Ja, Springflut», rief der zweite, «warum in aller Welt haben wir ausgerechnet bei Neumond fahren müssen!»

«Die Wetterprognose verhies auf Tage hinaus gut Wetter, und wir haben es schon öfters bei Neumond getan, du weisst es.»

«Es gibt eine Springflut, und noch nie hat ein Boot, so klein

Von Heinrich Wiesner

wie das unsere, eine Springflut überstanden, wir hätten einen Tag früher heimfahren sollen.»

«Diskutieren hilft jetzt nicht weiter», rief der erste Fischer, «wir müssen kühlen Kopf bewahren und etwas tun!»

«Wir gehen unter!» rief der zweite, und es war, als lähme der Satz seine Lebensgeister. Er rannte kopflos auf Deck hin und her.

«Und wenn», rief der erste, «aber nicht, ohne vorher etwas für unsere Rettung getan zu haben!» Er brachte den Motor auf volle Touren; doch es war kein Vorankommen angesichts der sich rasch nähernden Gefahr.

«Wir gehen unter!» schrie der zweite Fischer verzweifelt und rannte unablässig hin und her.

Der erste Fischer stieg unter Deck und suchte nach etwas Rettendem. Als er wieder auftauchte, schleppte er die halbleere Wassertonne hinter sich her.

«Das ist vielleicht die Rettung!» schrie er in den bereits aufkommenden Sturm. Doch der zweite Fischer hörte gar nicht mehr hin. Er stand geistesabwesend am Bug, hielt sich krampfhaft am Anker fest und starrte in die Wetterwand.

«Die Wassertonne ist ein alter Behelf», schrie der erste Fischer und warf dem zweiten ein Tau zu, «da nimm, und bind dich fest!» Doch der zweite Fischer reagierte nicht mehr.

Der erste Fischer nahm das Tau, machte eine zuläufige Schlinge und warf sie über den zweiten und zog ihn an die Tonne heran. Er befestigte das Tau an deren einem Ende. Der zweite Fischer liess alles willenlos mit sich geschehen. Nun ergriff der erste Fischer ein zweites Tau und band sich selber am anderen Ende der Tonne fest. Als bereits die erste Böe mit dem ersten Regenschwall über Deck schlug, hob er die Tonne mit aller Kraft über Bord. Sie plumpste mit beiden Fischern in die Fluten und schwamm obenauf.

Der erste Fischer ruderte weg vom Boot, damit sie nicht an ihm zerschellten. Der Sturm brach los. Als die erste haushohe Woge kam, wurden sie auf ihrem Rücken hochgespült und niedergezogen vom Sog. Doch sie gingen nicht unter, auch bei der zweiten und dritten Woge nicht. Bei der nächsten mussten sie zusehen, wie ihr Boot in den Fluten verschwand.

Die Fischer schluckten bei jeder Woge eine Menge Wasser und kämpften gegen die Besinnungslosigkeit an, hatten aber bis zur nächsten Woge genügend Zeit, um wieder Luft zu holen.

Der Sturm dauerte Stunden. Als der Himmel endlich aufklarte, wurden die beiden von einem Flugzeug der Küstenwache gesichtet. Wenig später nahm sie ein Schnellschiff an Bord.

Igor Kopelnitskiy

